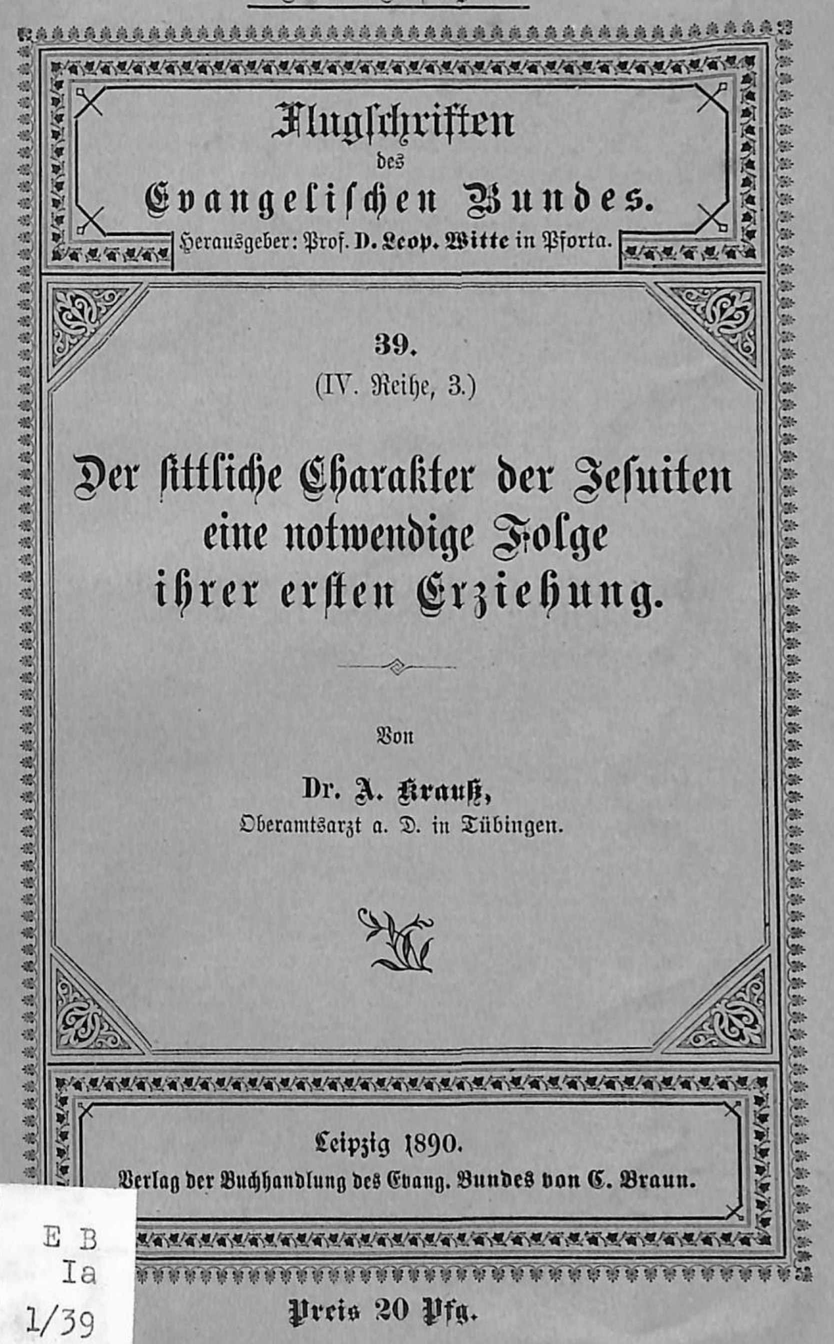
Zweite Auflage.



Flugschriften des Evangelischen Bundes.
Herausgeber: Prof. D. Leop. Witte in Pforta.

39.
(IV. Reihe, 3.)

Der sittliche Charakter der Jesuiten eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung.

Von
Dr. A. Krauß,
Oberamtsarzt a. D. in Tübingen.

Leipzig 1890.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 20 Pfg.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erschienenen Schriften den Herren Verfassern.

Die **Flugschriften des Evangelischen Bundes** erscheinen in **Heften**; 12 Flugschriften bilden eine Reihe.

Man **abonniert** auf die **Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger.

Jede Flugschrift wird nach wie vor **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft.

An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagsbuchhandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exemplaren dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Verzeichnis der Flugschriften des Evangelischen Bundes.

I. Reihe (Heft 1—12) zusammengenommen 2 Mk.

1. Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Seine Berechtigung und seine Aufgaben. Von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt. (25 Pfg.) 2. Römische Triumphe. Von Dr. H. Baumgarten, Professor der Geschichte in Straßburg. (20 Pfg.) 3. Die unsichtbare Kirche und Rom. Von Prof. D. L. Witte, geistlicher Inspektor in Pforta. (20 Pfg.) 4. Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Rom. Von W. Beyschlag, D. u. Prof. der Theologie in Halle. (20 Pfg.) 5. Ein Streifzug durch die ultramontane Presse. Von Dr. Ottomar Lorenz. (25. Pfg.) 6. Die Möglichkeit eines ehrlichen und gesegneten Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren. (15 Pfg.) 7. Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Von Prof. D. L. Witte, geistl. Insp. in Pforta. (25 Pfg.) 8. Der Evang. Bund in Frankfurt. I. Predigt, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a./M. Von K. H. Vieregge, Pfarrer zu Bonn. (10 Pfg.) 9. Der Evang. Bund in Frankfurt. II. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Versammlung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. (10 Pfg.) 10. Der Evangelische Bund in Frankfurt. III. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes. Von D. G. Fricke, Geh. Kirchenrat, ord. Prof. der Theol. in Leipzig. (15 Pfg.) 11. Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik. Von D. R. A. Lipsius, Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie in Jena. (20 Pfg.) 12. Die Reformation und das deutsche Volkstum. Von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (20 Pfg.)

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

> Das Christentum ist der größte Feind des Pharisäismus und des Aberglaubens. — Das Verhalten Christi verpflichtet uns, die Menschen zu ertragen, von welcher Gemeinschaft sie auch sein mögen, friedlich mit ihnen zu leben und sie nicht zu beunruhigen, zu welchem Glauben sie sich auch bekennen mögen.
>
> **Papst Clemens XIV.**

Über die Armut der Jesuitenlitteratur kann sich die Welt nicht beklagen. Nur eines habe ich bis heute in ihr vermißt: die Darstellung des innigen Zusammenhangs der hervorragendsten Charakterzüge des Jesuitenordens mit seiner ersten Erziehung. Den Nachweis darüber zu liefern, daß diese Charaktergrundzüge eine psychologisch notwendige Folge des ganzen Erziehungssystems, nicht etwa bloß der bekannten Jesuitenmoral seien, hat sich die vorliegende Abhandlung zur Aufgabe gemacht.

Die erste Anlage, die erste Anregung sogar, verdankt diese Schrift den der letzten Reichstagswahl vorangegangenen Kämpfen, innerhalb dieser Körperschaft. Der Verfasser konnte sich nicht wohl denken, daß es allen Mitgliedern des Centrums, soweit dieselben mit der Geschichte des „heiligen Ordens Jesu" einigermaßen vertraut sein konnten, mit der Zurückrufung desselben völliger Ernst gewesen sei. Es mochte vielmehr im Plane des welfischen Centrumsführers liegen, die extremsten Forderungen aufzustellen, um der Regierung des deutschen Reichs die größtmöglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen und zugleich sich selbst an der Spitze der klerikalbeeinflußten Centrumspartei zu erhalten. Eine auch nur annähernde Bekanntschaft mit der

deutschen Geschichte, in welcher der Orden eine so verhängnisvolle Rolle spielte, hätte wohl für jeden Vaterlandsfreund hingereicht, jenen äußersten Forderungen des Welfen fern zu bleiben. Wäre der Orden auch heute noch ebensowenig als vor dritthalb hundert Jahren im stande, sein heißerstrebtes Ziel, die völlige Ausrottung des Protestantismus im Vaterlande der Reformation zu erringen, so läge es doch ebenso in seiner Macht wie in seinem besten Wollen, um soviel mehr Unheil innerhalb der evangelischen Bevölkerung Deutschlands anzurichten, als er wenigstens den einen großen Erfolg erzielt hat, die römische Kirche mit dem Geiste Loyolas bis zur höchsten Sättigung zu durchtränken. Er dürfte hoffen, die eigenen Umtriebe durch den Klerus kräftigst unterstützt zu sehen. Hierfür zeugen die offenliegendsten Thatsachen. Nachdem es schon unter dem Pontifikat Pius IX. gelungen war, den Episkopat von dem päpstlichen Stuhl unbedingt abhängig zu machen, konnte die vollendete Verschmelzung der „Kirche“ mit dem Orden nicht ausbleiben. In den höheren Lehranstalten wird der Klerus jesuitisch herangebildet und womöglich mit jenem Kampffeuer beseelt, welchen die Zucht Loyolas den Jüngern einzuflößen weiß. Wenn dann freilich der Feurigsten einer sich von seinem Übereifer gar zu weit fortreißen läßt, so ist hierfür weder Ignatius noch die „Kirche“ verantwortlich.

Die wohlbegabte, aber noch sehr jugendliche, katholisch getaufte Tochter einer den höheren Ständen angehörigen evangelischen Mutter wird eines Tags von ihrem Beichtvater recht eindringend ins Gebet genommen, ob es ihr denn nicht möglich sei, ihre Mutter zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen? Als dieser Übergriff dem Oheim, einem einflußreichen Mitgliede des Klerus hinterbracht wurde, äußerte sich dieser sehr entrüstet darüber und nannte den Anschlag des Zeloten eine Taktlosigkeit. Hiermit kann, ganz abgesehen von anderweitigen Gesichtspunkten, jeder unserer Leser voll einverstanden sein. Denn der gleichfalls glaubenseifrige, zugleich freilich auch sehr verständige Oheim, hätte das gottgefällige Werk sicher selbst in die Hände

genommen, wären nicht ernste Hindernisse im Weg gestanden. Um so weniger stand es einem fernerstehenden Dritten zu, in dieses noli tangere der Familie täppisch hineinzugreifen.

Aber auch das gesamte Volk wird, ganz im Gegensatz zum Verhalten der katholischen Kirche im ersten Drittel des Jahrhunderts, in die alte Werkheiligkeit, den Marien- und Herzjesukult, in das Prozessionswesen (Lourdes, Marpingen, Dittrichswalde, Metten u. s. w.) hineingetrieben. Auf gleiche Quellen weisen die wieder zugelassenen Ursulinerinnen hin, die Krankenorden, die ja doch Affiliierte des Jesuitenordens sind; wozu noch der wichtige Punkt kommt, daß der Orden vermöge seines großen Kapitalbesitzes in Deutschland im stande ist, verschiedene Zeitschriften allerorten im Reiche anzukaufen oder doch verwandte Geschäftsinhaber nachdrücklichst zu unterstützen.

Angesichts dieser Thatsachen könnte es wohl manchem einfallen, hier einzuwerfen: Wenn also das deutsche Reich den Jesuitismus in optima forma schon innehat, was kann es denn noch für einen Wert haben, den Orden selbst in eigener Gestalt von uns abzuwehren? Aber durch diesen scharfsinnigen Einwurf würde der Gegner nur seine völlige Unbekanntschaft mit dem Orden verraten. Mögen die Affiliierten von noch so brennendem Kircheneifer beseelt sein, die heiligen Väter Jesu erreichen sie doch nie. Alle, selbst die bestbegabten und bestgeschulten Kleriker nicht ausgenommen, sind und bleiben den Ordensbrüdern gegenüber doch nur Laien. Ihnen fehlt vor allem die rücksichtslose Entschlossenheit des Handelns, die von engherzigen Gewissensmahnungen befreite eiskalte Berechnung der einzuschlagenden Mittel und Wege, die ebenso geschmeidige, aalglatte, als taktfeste und folgerichtige Führung, die an Hilfsmitteln unerschöpfliche Findigkeit, zu welcher die Schule den ersten Grund legt, die aber an der Hand der persönlichen Erfahrung, der gegenseitigen Mitteilungen und des Wetteifers zu höherer Ausbildung gelangt. In der That waren die Propagandaerfolge, zumal in dem unverdorbenen Jugendalter des Ordens, dem 16. Jahrhundert, großartig. Denn niemand

in der Welt hat sich die menschlichen Schwächen mit der Schärfe, wie die Schule Loyolas, zur Sonderforschung gemacht. Darum sind die ersten Angriffsziele: das Weib, der halbreife Mann, die halbreife Jungfrau, der moralische Schwächling, ganz vorzugsweise aber der entkräftete, verkommene Schlemmer und Lump der höheren Gesellschaftskreise; und die durch vielfache Übung höchst geläufig gewordenen Kunstgriffe sind liebendes Eingehen in jene Schwächen, und wären es auch häßliche Laster, Liebkosungen, kleine Geschenke, ganz besonders aber die weitherzigste, bereitwilligste Indulgenz. Wer nennt mir ein Verbrechen, für welches die Schule Loyolas nicht ein Hinterpförtchen offen hätte? Diebstahl, Betrug, Ehebruch, Blutschande, Hochverrat, Meuchelmord, alle diese Verbrechen dürfen im Beichtstuhl der klugen Väter auf Absolution rechnen. Giebt es also gar kein todeswürdiges oder absolut strafbares Verbrechen? Warum denn nicht? Zweifel am Dogma der Kirche, ketzerischer Starrsinn. Das thut uns ihr eigener Mund, wenn sie gerade in ihrem Hauptberuf, der Ketzervertilgung, begriffen sind, über alles Mißverständnis hinaus unverholen kund. Im Salzburger Ländchen, wo sie gerade diese verdienstliche Aufgabe lösten, erschollen von der Kanzel wie von allen Orten, wo sie auftraten, die Warnworte: „Wer auch nur aus Neugierde ein halbes Blatt in der Bibel oder in einem ketzerischen Buche liest, begeht eine Todsünde."

Wenn gleichwohl auf genanntem Boden der Feuereifer keinen größeren Erfolg hatte, als daß 36 Personen übertraten, während 30 000 fleißige, überzeugungstreue Menschen fast binnen eines Jahres (1731—32) auswanderten, so drängt sich uns die Frage auf: Wäre wohl in unseren Tagen, welche diesseits wie jenseits des Ozeans der Golddollar beherrscht, der gleiche Mißerfolg im deutschen Reiche zu erwarten? Diese Frage überlasse ich jedem Leser zur Beantwortung.

Ehe wir uns nun zu unserer Aufgabe wenden, die durchgängige Unsittlichkeit des Ordens als unausbleibliche notwendige Frucht der eigentümlichen ersten Erziehung seiner Jünger nachzuweisen, liegt uns zunächst ob, die wichtigsten Belege dieser Erscheinung vorzuführen. Diese Belege liefert uns die Geschichte in unzweifelhaften Thatsachen, wobei es sich von selbst versteht, daß wir uns nur an das Wichtigste und Sicherste halten.

1. Bei der Ausrottung der Waldenser Sekte in Unteritalien 1561, welche das ausschließlich eigene Werk der Jesuiten war, wurde mit unerhörter Grausamkeit, zumal in den Orten Casal di San Sisto und Guardia Fiscalda verfahren. San Sisto wurde verbrannt und 60 Männer dort aufgehängt u. s. w. In einem Briefe vom 12. Juni des genannten Jahres wird mitgeteilt, daß in 11 Tagen an 2000 Menschen hingerichtet, 1600 zum Gefängnis verurteilt und mehr als 100 auf dem Lande abgeschlachtet worden seien. (Joh. Huber, Prof. in München, der Jes.-Orden 1873 p. 22.)

2. Daß auch die Pariser Bluthochzeit (24. August 1572) ihr vorzugsweises Verdienst war, ergiebt sich schon aus der einzigen Thatsache, daß sie an König Karl IX., einem der jämmerlichsten Menschen, der jemals einen Thron bestiegen, einen fanatischen Verehrer hatten. Weniger bekannt ist, daß dem Blutbade in der Hauptstadt sechs Wochen hindurch eine Menschenschlächterei in den Provinzen folgte, deren Opfer auf 20—30 000 Personen geschätzt wurden. Indirekt weist auf den nichtweltlichen Ursprung der Mordscene auch der große Jubel hin, mit welchem sie in Rom gefeiert wurde. Papst Gregor XIII. verherrlichte diesen glücklichen Erfolg der „Kirche" durch eine feierliche Prozession, durch Gemälde, die er zu ihrer Verewigung herstellen und durch eine Münze, die er auf diese „Ugonotorum strages" schlagen ließ.

3. Der 30jährige deutsche Religionskrieg kam erst zu stande, nachdem den Jesuiten der große Wurf gelungen war, Kaiser Mathias trotz seiner früheren Abneigung gegen Erzherzog Ferdinand von Steiermark schließlich doch zur Einsetzung desselben als seines Thronfolgers zu überreden. Dieser, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., war sogleich nach dem Tode seines Vaters als 12jähriger Knabe (1590) von der

bigotten Mutter den frommen Vätern zur Erziehung übergeben worden und aus dieser Zucht als fanatischer Jünger des Ordens hervorgegangen.

Daß über den wahren Urquell des Krieges zur Zeit desselben nirgends ein Zweifel obwaltete, ergiebt sich aus der Anrede Gustav Adolphs an die in Erfurt zu seinen Füßen im Staube sich windenden, um Gnade flehenden Jesuiten: „Für die Unruhen, die ihr angezettelt habt, für das Blut, das ihr vergossen, werdet ihr einst vor Gottes Thron Rechenschaft ablegen müssen. Ich kenne Euch besser, als Ihr glaubt. Ihr seid die Urheber der Leiden Deutschlands. Eure Absichten sind bös, Eure Lehren gefährlich, Euer Verhalten ist strafbar."

Sie haben den Krieg nicht bloß angezettelt, sie wußten ihn auch in die Länge zu ziehen. Die Fürsten, welche in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen die Jesuiten anwiesen (Huber a. a. O., p. 33), wie denn auch der Orden den Liguisten mit größeren und kleineren Darlehen unter die Arme griff, um sie jedoch später wieder zurückzufordern, nachdem die Summe des Zinses die des Kapitals erreicht oder überschritten hatte. (E. Eisele, Jes. und Kathol. p. 296 ff.) Auch blieben sie keineswegs immer müßige Zuschauer des von ihnen angerichteten Zerstörungswerks, sie scheuten sich nicht, auch persönlich einzugreifen. Nach dem Erlaß des Restitutionsediktes (1629, 6. März) zogen die Loyoliter mit kaiserlichen und liguistischen Scharen in den protestantischen Landen umher und hetzten die verwilderte Soldateska zu dem brutalsten Unfug auf: „Seid eifrig im Werke! Und sollten es einige hindern, so sollt ihr brennen, daß die Engel ihre Füße an sich ziehen und die Sterne schmelzen." So waren sie schon 1622 und 1623 in Schlesien zur Bekehrung des Volks ausgezogen und hatten hierdurch Louis XIV. das Muster zu seinen Dragonaden gegeben. In diesem Lande sowie in Böhmen war es hauptsächlich, daß sie sich mit reicher Beute beluden.

Die Folge dieses langen, gräuelvollen Krieges war eine Verarmung, Entvölkerung und Verwilderung Deutschlands, wie sie in der neueren Zeit kein zweites Kulturland zu erdulden hatte. Die einzigen, welche aus diesem Kriege mit Reichtümern hervorgingen, waren die Anstifter des Kriegs.

4. Die Religionskriege der Schweiz im 17., 18. und 19. Jahrhundert waren gleichfalls ausschließliches Verdienst des Ordens. Schon 1586 hatten sie den goldenen und den borromäischen Bund der katholischen Städte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg gegen die Ketzer zustande gebracht, was diese Orte zu dem gegen die reformierten Kantone gerichteten Bündnis mit Philipp II. hindrängte. Die Jesuiten schürten die Zwietracht der Eidgenossen unablässig bis zum blutigen Bürgerkrieg, der den Bernern 1656 die schwere Niederlage bei Vilmargen eintrug, welche erst im folgenden Jahrhundert durch die gleich schwere Niederlage der Katholiken auf demselben Schlachtfelde (1712) ausgeglichen wurde. Den dritten Religionskrieg, den des Sonderbunds, haben viele unserer Leser selbst erlebt.

5. Die berüchtigten Dragonaden unter Louis XIV., deren Vorbild bereits erwähnt worden, ereigneten sich nach der Zurücknahme des Restitutionsedikts von Nantes, 1685.

6. Die Errichtung des Jesuitenstaates Paraguay ist von ganz hervorragendem Interesse für die Beurteilung des Ordens. Die „Missionäre" hatten von der Krone Portugal den Auftrag übernommen, die Eingeborenen im Staatsinteresse zu zähmen und sie zu brauchbaren Unterthanen heranzuziehen. Das war ihnen vortrefflich gelungen, so zwar, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, dieselben sich bleibend anzueignen und die Arbeitskräfte der Gezähmten im eigenen Interesse nützlich zu verwenden. Das aber wollte sich der Auftraggeber nicht gefallen lassen. Es kam zu Exekutionen, denen die Beauftragten bewaffneten und zwar erfolgreichen Widerstand entgegensetzten, bis der zu schwachen Waffenmacht Portugals die der Krone Spanien sich beigesellte und die

Aufrührer zu Paaren trieb. Sämtliche Mitglieder der revolutionären Bande wurden aufgegriffen und ins Heimatland zurückgeliefert. Das geschah im Jahre 1768. Wir werden auf diese Begebenheit weiter unten zurückkommen.

7. Das von französischen Jesuiten angezettelte abscheuliche Gemetzel auf dem Libanon, bei welchem die Maroniten von den Drusen fast ganz aufgerieben wurden, fällt in das Jahr 1860.

Dies sind die von der Rotte Loyolas gegen die Völker verübten Verbrechen, die der eiserne Griffel der Geschichte in das Buch der Welt eingezeichnet hat. Weniger zweifelfrei sind die derselben zur Last gelegten Missethaten gegen hervorragende Individuen weltlichen und kirchlichen Charakters. Unter den Meuchelmorden gegen die ersteren hat nur der gegen Heinrich IV. verübte, als direktes oder doch indirektes Werk der Loyoliten eine höhere, nahezu jeden Zweifel ausschließende Wahrscheinlichkeit. Ihm nähert sich der Meuchelmord an Moriz von Nassau, welcher in demselben Jahr erfolgte, in welchem die Jesuiten aus den Niederlanden vertrieben wurden. Anders verhält sich die Sache mit dem angeblich an vier Päpsten verübten Giftmorde (Sixtus V., † 1590, Clemens VIII., † 1605, Innocenz XIII., † 1724 und Clemens XIV., † 1774). Hier fehlt ja, was bei den gewaltsamen Todesarten ganz wegfällt, schon der Nachweis der Todesart, geschweige denn der des Thäters. Allerdings hatten die drei erstgenannten Päpste sich mit den Jesuiten überworfen und sind nach kurzer Erkrankung gestorben. Diese beiden Thatsachen rechtfertigen jedoch entfernt nicht den Schluß: folglich sind sie mit Jesuitengift vergeben worden. Nie darf der einzelne Todesfall, so lange nicht das Gift technisch nachgewiesen, der juristische Beweis somit nicht erbracht ist, als Anklagepunkt festgehalten werden. Ein anderes ist die Frage, ob eine Gesellschaft oder ein Individuum, gegen welche der Verdacht sich häuft, als moralisch fähig, ein solches Verbrechen zu begehen, erachtet werden dürfe? Diese Frage darf, soweit sie die Jesuiten betrifft, unbedenklich bejaht werden, da sie ja in ihren Schriften den

Fürstenmord, eines guten Zwecks willen verübt, offen gutgeheißen haben. Überdies ist es fraglich, ob es diesem Orden auch nur unangenehm ist, solchem Verdachte ausgesetzt zu sein. Wer in der Welt eine große Rolle spielen will, stets einen großen Zweck, majorem dei gloriam, verfolgt, muß nach der alten vielerprobten Regel, wenn er sich nicht Liebe erwerben kann, die Menschen in Furcht zu setzen wissen.

Indem wir nun das Gebiet der Thatsachen verlassen, bieten sich uns die gewichtigsten Anklagepunkte gegen die Loyoliten in denjenigen ihrer Schriften dar, welche die sogenannte Jesuitenmoral der Welt preisgaben. Da diese jedoch wenigstens in ihren Hauptzügen allgemeiner bekannt ist, neuerdings überdies in zwei trefflichen Schriften (Jesuitismus und Katholizismus, von E. Eisele, 1888; und Ignatius Loyola, von Eberhard Gothein 1885) teils eingehend dargestellt, teils kritisch besprochen worden ist, begnügen wir uns, auf diese Quellen hinzuweisen, die Sache selbst nur einfach zu erwähnen und zwar ausschließlich mit den Worten eines hervorragenden Katholiken, des edlen von Wessenberg: „Die Lehre vom Probabilismus, von der reservatio mentalis und von der Heiligung des Mittels durch den Zweck, selbst von der Ungültigkeit übernommener Eide, wenn angeblich höhere Zwecke dies probabel machen — — — zerstört das Grundwesen der christlichen Moral. (Considérations sur l'état actuel de l'instruction publique en France et en Allemagne 1812.)

Die Frage, wie es denkbar sei, daß eine aus dem Schoß des Christentums hervorgegangene, mit der „Kirche“ dauernd verschmolzene Gesellschaft, die sich überdies mit dem Namen des Gründers geschmückt hat, eine dem Geiste dieser Religion so mittendurch entgegengesetzte Lehre in die Welt setzen konnte, veranlaßt uns, auch noch auf die Persönlichkeit des Ordensstifters einen Blick zu werfen.

Als tapferer Hauptmann in der von den Franzosen belagerten, zuletzt auch eroberten Festung Pampeluna schwer verwundet (1521) verfiel Ignaz (Inigo von) Loyola während des langen

Krankenlagers durch das Lesen religiöser Schriften in religiöse Schwärmerei bis zu ekstatisch-visionären Anfällen, aus welchen er zuletzt als Askete hervortrat. Da jedoch bei diesem geistig kräftig organisierten Manne die Intelligenz durch den verwickelten neuropathischen Prozeß nicht wesentlich beeinträchtigt worden war, so blieb ihm das Vermögen der Selbstreflexion unversehrt, d. h. die Fähigkeit, auf sich selbst, auf alle inneren Regungen, Empfindungen und Vorstellungen, wie aus der Vogelperspektive herabzusehen und sie wie die Erscheinungen eines fremden Ich kaltblütig nüchtern zu prüfen. Hier konnte nun dem scharfsinnigen Geiste wohl nicht entgehen, in welch' beständigem Widerstreite das sittlichernste Wollen mit den Regungen des eigenen Ich stehe, wie dieses stets darauf ausgehe, sich jenem auf jede Art zu entwinden, wie erfinderisch es sei an Schlichen und Kunstgriffen, sich selbst und zugleich andere zu täuschen, vor der Welt, am Ende auch vor sich selbst, Komödie zu spielen. Auf diesem Wege unerbittlich strenger Selbstprüfung gelangte er zu zwei wichtigen Ergebnissen: zum gründlichen Mißtrauen gegen die menschliche Natur und die Notwendigkeit unermüdlicher Wachsamkeit und Anstrengung, um die denkbar möglichste Selbstbeherrschung zu erlangen. Das war eine vortreffliche Vorschule für jeden Ordensstifter, besonders aber für den, der zu Großem auserſehen war und dieses vielleicht schon halbbewußt in sich trug. In dem Plane, wie er sich im Laufe der Zeit allmählich gestaltete, sehen wir nun die verschiedenen Elemente seines Wesens einheitlich zusammenwirken. Die durch das lange Krankenlager ausgebrütete religiöse Schwärmerei mochte immerhin das punctum saliens des gesamten Gedankenganges sein. Daß sie aber so Weitgreifendes erzeugte, erklärt sich nur aus einem unbegrenzten Selbstgefühl und glühenden Ehrgeiz. Der frühere militärische Beruf des Mannes machte sich sodann geltend in dem Entwurf eines stets streitenden und gewissermaßen militärisch organisierten Ordens, dessen große Aufgabe es sei, das gewaltig um sich greifende Ketzertum zu bekämpfen und die Übermacht der Kirche nicht nur wiederherzustellen, sondern zugleich über die ganze

Erde auszubreiten, während die Ergebnisse der inneren Askese, gestützt auf die Lebenserfahrung im früheren Berufe, die beiden Hauptgrundsätze des Ordens erzeugten: das Mißtrauen aller gegen alle und das Gebot des blinden Gehorsams. Daß aber dem Orden eine gründliche Schule vorangehen und daß hierzu selbst frühes Jugendalter verwendet werden sollte, das ist unbestreitbar ein genialer Gedanke, welcher wohl in der Erkenntnis der Schwierigkeit völliger Umwandlung der menschlichen Natur keimte, also eigene Erfindung, eigene Eingebung war. Gerade deshalb aber erscheint es mir zweifelhaft, ob der Ordensstifter auf die der Schule vorangehenden „geistlichen Übungen" einen so gar großen Wert legte, wie er dies vorgab, oder ob er nicht vielmehr die Schüler selbst und zugleich die Welt täuschen wollte, als ob eine Art göttlicher Verklärung oder Durchgeistigung dadurch erzielt werde. Es ist geradezu unmöglich, daß durch diesen 28tägigen Hokuspokus irgendetwas Nachhaltiges, geschweige denn eine so völlige Umwandlung der menschlichen Natur, wie sie sich im ganzen Orden, ja selbst in jedem einzelnen Individuum desselben wirklich darstellt, die aber entfernt nicht als eine göttliche bezeichnet werden kann, zu stande gebracht werde. Ich betrachte jene Übungszeit nur als ein Tentamen, eine feierliche Vorprüfung, um den Zögling nach seiner moralischen und intellektuellen Anstelligkeit zu beurteilen. Sie verhält sich zur Schule etwa wie das Vorspiel zum Schauspiel. Der Hauptaccent der Schule fällt vielmehr auf folgende Punkte:

Der Zögling wird dem Boden, dem er entsprossen, vollkommen entfremdet. Vor allem muß er auf seine Muttersprache verzichten, an deren Stelle eine tote, ihn gegen die Mitwelt isolierende Sprache tritt. Diese, die Mitwelt, insbesondere die Heimat wird ihm wie unter den Füßen weggezogen: er hört auf, Sohn, Bruder, Freund zu sein. Neue Freundschaftsbündnisse unter den Gefährten werden dadurch im Keime erstickt, daß jeder Zögling den andern überwachen und

denunzieren muß. Auf diese Weise wird das Neigungsgefühl, das Grundelement der Sittlichkeit, ertötet und in den leeren Raum hinein nichts anderes als das Gebot des blinden Gehorsams gesetzt. Nach ihrer moralischen Seite hin erzielt sonach die Jesuitenschule eine völlige Verkümmerung der menschlichen Seele durch Erstickung aller Gemütsregungen, die in der Doppelgestalt der Liebe und des sittlichen Gefühls, selbst nach den eigenen Worten Christi und desjenigen Apostels, der dessen Lehre am gründlichsten erfaßte, sich offenbaren. Und diese Frucht der Jesuitenschule wird um so sicherer erreicht, je frühzeitiger die Zucht beginnt, je weniger also die naturgemäße geistige Entwickelung des Zöglings das Kindesalter (12.—14. Jahr) überschritten hat, oder je größer der Zeitraum ist, der zur Umwandlung des Menschen verwendet wird.

Ihre Vollendung aber gewinnt die moralische Zucht durch die der Jesuitenschule spezifisch eigentümliche Intellektualbildung. Diese Seite der Erziehung bedient sich zwar der wissenschaftlichen Methode, gleichwohl hat sie nichts weniger als den Kultus der Wissenschaft als solcher, sondern ausschließlich die praktische Ausbildung zum Propagandadienst im Auge. Es ist die möglichste dialektische Vervollkommnung, was die Schule bezweckt. Die Wissenschaft giebt den Stoff nur soweit dies zur Ausbildung der Form absolut erforderlich ist. Der Denklehre geht es in der Jesuitenschule wie der Moral, sie kommt nur zum Gebrauch um mißbraucht zu werden. Man wird diese Schule wohl am richtigsten charakterisieren, wenn man sie eine ausschließlich formale nennt. Die vorzugsweise, tagtäglich bei jeder Gelegenheit geübte Form des Unterrichts ist deshalb das Disputieren, bei welchem die Finte, der Trugschluß, das Sophisma zur Geltung kommen. Wie in der Fechtschule kommt es darauf an, dem der Regel huldigenden Gegner eine Blöße abzusehen, um ihn zu entwaffnen. Diese Schule machte in der That den Loyoliten zu dem gewandtesten Disputanten, dem

das Übertölpeln der unbehilflichen arglosen Überzeugungstreue, ebenso innerhalb als außerhalb der gebildeten Kreise, ein Kinderspiel war. Wer diese Schule besucht hat, gleichviel ob zum Zweck des Kirchendienstes oder nicht, ist sofort an der Art und Weise des Disputierens leicht zu erkennen. Ich hatte vor geraumer Zeit Gelegenheit, diese Disputiergewandtheit an zwei jungen Gerichtsbeamten kennen zu lernen. Sowohl die Methode, als die Schule war mir damals neu. Als ich später vernahm, die beiden Herren hätten die Jesuitenschule in Freiburg durchgemacht, war ich über alles zugleich aufgeklärt.

Eine Lücke in der Aufzucht der Jünger auszufüllen, war den Nachfolgern Loyola's vorbehalten. Das Buch der geistlichen Übungen lehrt nur die Zustutzung der Schüler, gibt aber keine Anweisung für den praktischen Propagandabetrieb. Darum traten nach Abfluß der ersten vier Jahrzehnte des Ordens die hervorragendsten Glieder desselben zum Direktorium zusammen, um ihre persönlichen Erfahrungen auszutauschen, wobei der fünfte Ordensgeneral, Aquaviva (1582—1615) die Feder führte. So kam das zweite Grundbuch zu stande, welches die Anleitung zum praktischen Dienste giebt. Wenn wir hier nur einige wenige Vorschriften desselben wiedergeben, so geschieht es bloß, um den Geist des Ganzen erkennen zu lassen. 1. Man muß eine gute Gelegenheit abwarten z. B. wenn die (zu fangende) Person einen Kummer erlitten oder wenn sie schlechte Geschäfte gemacht hat. 2. Eine treffliche Gelegenheit bieten auch die Laster. 3. Handelt es sich um eine angesehene Person, z. B. um einen Adeligen, so darf man ihr ja nicht die vollständigen Übungen ausliefern. Jedenfalls ist es besser, zu diesen Personen ins Haus zu gehen, weil auf diesem Weg die Sache eher geheim bleibt.

Aus dieser kleinen Probe schon läßt sich erkennen, wie rasch der vom Ordensstifter gelegte Samen sich an der Hand der Erfahrung zum üppigen Baum entwickelt habe. Nun das konnte der scharfsinnige Mann, welcher der eigenen Brust und dem Innern der Menschheit so tiefe Geheimnisse zu entlocken

wußte, voraussehen. Was er aber nicht wohl voraussehen konnte, war die frühzeitige sittliche Entartung des Ordens, dem eine so verfängliche Minieraufgabe anvertraut worden war. Er hatte, dessen sind wir gewiß, keine Ahnung davon, welche Folgen das frühzeitige Ersticken der Neigungsgefühle für seine Jünger haben müsse, keine Ahnung davon, daß er mit der Liebe zu Anderen auch den sittlichen Gefühlen ihre sichere Unterlage entzogen habe. Er glaubte wohl, die große Lücke im Innern der Zöglinge habe er mit dem Gebote des blinden Gehorsams vollständig ausgefüllt, und ahnte nicht, daß die im Menschen so tief begründete Eigenliebe in dem großen leeren Raum, den er durch die künstliche Aushöhlung des Innern geschaffen hatte, zur unbegrenzten Selbstsucht heranwachsen werde.

In der menschlichen Seele, sofern sie sich als ein Fühlendes offenbart, bewegen sich zwei im Verhältnis des Gegensatzes stehende Grundelemente, die Eigenliebe und die Liebe zu den Mitgeschöpfen. Die letztere bildet das, was unsere Muttersprache Gemüt nennt, ein Wort, das ursprünglich Seele bedeutet, im Laufe der Zeit sich also zu einem Sonderbegriffe abgelöst hat. Das richtige Verhältnis beider Grundelemente des Gefühlslebens ist ihr Gleichgewicht. Das aber findet sich nur bei einer verschwindend kleinen Zahl glücklich organisierter Geschöpfe. Bei der unabsehbaren Überzahl der Menschen ist die Eigenliebe der weit überwiegende Trieb im Wurzelstock, der sogleich die üppigsten Schößlinge treibt, sobald die geselligen Gefühle Schaden genommen haben, die jedoch, solange sie nicht ganz ausgerottet sind, immer noch ein leidliches Verhältnis zum stärkeren Elemente zu unterhalten vermögen. Den Gedanken des Gleichgewichts festhaltend, können wir uns die Seele als eine Wage vorstellen, deren eine Schale, die der Eigenliebe, in demselben Verhältnis rascher oder langsamer zu Boden sinkt, als die andere, die des Gemüts (im engeren Sinn), ihres Gewichts beraubt wird. Die Bildersprache verlassend, machen wir hier ein psychologisches Gesetz geltend, dessen Wirklichkeit im Laufe des Lebens jeder an sich selbst und an anderen erproben

kann und dessen genauer Ausdruck ist: Die Selbstsucht wächst in demselben Verhältnis als die geselligen Gefühle sich im Leben abstumpfen, rascher, wenn sie schon ursprünglich stumpf angelegt waren. Die Richtigkeit dieses Gesetzes läßt sich auf induktivem Wege leicht nachweisen. Von zwei Kollektiverscheinungen, die es stützen, ist die eine allgemein, die andere wenigstens an ihrer Stätte genügend bekannt. Im einen Falle fehlt das Gemüt ursprünglich, es ist, wie die neue Anthropologie sich nicht sehr glücklich ausdrückt, ein angeborener moralischer Defekt vorhanden. Im andern Falle wird das Erlöschen der geselligen Gefühle durch eine künstliche Verstümmelung des Organismus herbeigeführt.

Im ersterwähnten Falle offenbart sich an der Seite einer ursprünglichen Stumpfheit der Neigungs- und der sittlichen Gefühle ein unbändiger Egoismus, der dem Menschen gestattet, alles zu thun oder zu lassen, was seiner jeweiligen Stimmung, seinen augenblicklichen Gelüsten und Einfällen angenehm oder unangenehm ist. Nicht alle diese Ungetüme versinken notwendig in Laster und Verbrechen. Eine gute Erziehung oder günstige gesellschaftliche Verhältnisse bewahren sie vor dem tieferen sittlichen Verfall. Fehlen aber diese Bedingungen, so führt die unglückliche Charakteranlage zu völliger Ausartung, zum Gewohnheitsverbrechen. Es sind dies die geborenen Verbrecher Lombroso's, unter welchen wieder die jugendlichen das Ursprüngliche des Charakters am deutlichsten zeigen.

Der zweite Fall betrifft eine in Rußland verbreitete Sekte, die Skopzen, bei welchen die sittliche Entartung infolge der Verschneidung eintritt. Der Skopze hat „keinen Sinn mehr für seine Umgebung, dagegen entwickelt sich bei ihm ein maßloser Egoismus, der vorzüglich als Habsucht und Geiz sich offenbart. An die Stelle höherer intellektueller Fähigkeiten tritt bei ihm Schlauheit, Falschheit, Hinterlist." (Pelikan, gerichtlich medizinische Untersuchungen über das Skopzentum in Rußland, 1876, Kap. 3).

Was nun beim Gewohnheitsverbrecher angeboren ist, der

Mangel der Neigungs- und der sittlichen Gefühle, was beim Skopzen wie beim Eunuchen des Orients durch die Verstümmelung des Organismus herbeigeführt wird, das ist beim Loyoliten künstliches Erzeugnis der Schule: das völlige Ersticken der Neigungsgefühle durch die folgerichtig durchgeführte Losreißung des Zöglings aus seinen natürlichen Verhältnissen, durch die jedes neue Neigungsverhältnis ausschließende gegenseitige Kontrole, welche überdies alles Vertrauen zur Umgebung vernichtet und die Falschheit, die Heimtücke, die Hinterlist großzieht, wozu dann noch in der Lehre die Erstickung des Gewissens durch die Verfälschung der Moral kommt.

Wenn wir nun in diesem Orden die den Gemütsmangel stets begleitende Selbstsucht und den tiefeingewurzelten Hang zur Unwahrheit fänden, so wäre die Aufgabe vorliegender Abhandlung, die durchgängige Unsittlichkeit des Ordens als notwendige Frucht des ganzen Erziehungssystems nachzuweisen, unangreifbar gelöst.

Die Selbstsucht spricht sich in drei gewöhnlich als Leidenschaften bezeichneten Hauptformen aus, die wohl in denselben Individuen vereinigt sein können, gemeinhin aber nur gepaarte oder vereinzelte Erscheinungen sind: Sie heißen Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, letztere nicht immer, doch auch gerade nicht selten gepaart mit Geiz.

Den Ehrgeiz hat der Stifter seinem Orden schon mit der Taufe eingehaucht, indem er demselben den Namen compania de Jesu gab. Wo es sich aber nicht bloß um einen hochtönenden Namen, sondern um das höchste Ziel, das sich überhaupt der Mensch zu stecken vermag, die Weltherrschaft, handelt, da ist ein gesteigertes Selbstgefühl und ein demselben gleichlaufender Ehrgeiz etwas Selbstverständliches. Ist es eine ganze Gesellschaft, die nach solchem Ziele strebt, so ist jedes Mitglied von demselben Geiste durchdrungen. Es ist dann, hiefür zeugt schon ein Blick auf große und kleine Volksmassen, ein geselliger (sozialer) Größenwahn, der um so leichter zum Fanatismus anwächst, je empfänglicher die Gemüter sind und je weniger

echt und tief die Bildung des Geistes sich verhält. Das bis zum Hochmut gesteigerte Selbstgefühl des Ordens kam oft genug im Übereifer sowohl einzelner Mitglieder als der Gesamtheit zum Vorschein. Von ihrem stolzen Namen wollte letztere nie ablassen, wer möchte ihr das verdenken? Der Orden erlitt deshalb schon in seiner ersten Zeit viele Anfechtung. Von den Päpsten war es vorzugsweise Sixtus V., welcher von dem Orden verlangte, daß er seinen anmaßenden Namen in Ingnatianer verwandeln solle. Das wurde ihm aber sehr übel genommen. Es soll ihm deshalb aus der Mitte des Ordens prophezeit worden sein, er werde das Jahr 1590 nicht überleben. Ein Prophetenwort, das pünktlich eintraf. Aber auch der Sorbonne war dieser Name sehr anstößig. Nachdem sie in ihrem berühmten Verdikt von 1554 den Orden als gefährlich in Sachen des Glaubens, als Störenfried der Kirche und überhaupt mehr zum Zerstören als zum Erbauen geeignet bezeichnet hatte, wurde er zwar 1561 in Frankreich zugelassen, jedoch nur unter Bedingungen, die seine ausschweifenden Forderungen abwiesen, und worunter auch die war, daß er auf den Namen der Gesellschaft Jesu, welcher eine unerhörte Anmaßung sei, Verzicht leisten solle. Daß er in alle diese Bedingungen einging, ließ sich von seiner vollanerkannten Klugheit erwarten; daß er keine derselben einhielt, war eine Sache, die das Gebot der Folgerichtigkeit unbedingt forderte.

Wenn freilich die heiligen Väter Jesu jederzeit sich Handlungen zu Schulden kommen ließen, wie sie weiter unten zum Teil erwähnt sind und von der Welt sogar als das Gegenteil von ehrenhaft bezeichnet werden, so könnte man an einem echten dem Orden innewohnenden Ehrgeiz zweifeln. Aber dies kommt ja auch bei andern hochgestellten Sterblichen z. B. bei den Despoten aller Zeiten und Völker vor. Der Ehrgeiz vieler Menschen scheut kein Ding in der Welt so wenig, als die Schande. Derselbe kann sogar in dem Streben bestehen, sich den Ruhm des größten Schufts in der Welt zu erwerben.

Sehr frühzeitig gab in der That der Orden zu erkennen,

daß ihm mit der nackten Ehre nicht gedient sei, daß seinem Streben nur ein solides Ziel zusage. Als solches galt ihm das Herrschen, die von allen Sterblichen anerkannte Oberhoheit. Das gab sich überall zu erkennen, wo der Orden festen Fuß zu fassen wußte, in der Hauptstadt der Kirche wie in der Provinz, im Kulturgebiete wie unter den auf der Erde zerstreuten Naturvölkern. Überall führte er sich anmaßend und gebieterisch auf. Um alles durchzusetzen, fehlte ihm nur die physische Macht. Auf einem Punkte der Erde jedoch wurde ihm auch diese zu teil. Er schaffte sie sich selbst aus unmündigen Naturkindern, Staat und Heer zugleich, eine bis in den Tod getreue Volksmasse, die es ihm ermöglichte, sich wenigstens gegen eine europäische Krone mehrere Jahre lang zu behaupten. Er sollte nur als Bahnbrecher der weltlichen Herrschaft vorangehen, aber er verstand es, das ihm anvertraute Land gegen die Außenwelt hermetisch zu verschließen, bis er ein von mehr als 100000 Menschen bewohntes Gebiet sein Eigentum nennen konnte. Dem Namen nach, und an diesem hielten die Loyoliten fest, waren sie bloß die Missionare Portugals, in Wahrheit aber die Souveräne des von ihnen gegründeten Staates Paraguay. Wie sie das angegriffen und durchgesetzt haben, läßt sich aus verschiedenen Berichterstattungen entnehmen. „Die Missionare ließen sich die „Schule allerdings sehr angelegen sein, d. h. der Katechismus „wurde viel hergesagt und abgefragt, jede Versäumung des „Gottesdienstes seitens der Schüler strenge bestraft und am „Sonntag Unterricht erteilt über religiöse und andere Dinge. „Manche lernten auch so schön schreiben, daß die Handschrift „dem schönsten Drucke gleich kam, aber nicht leicht einer lernte „lesen. Sie gestatteten auch, dem ausdrücklichen königlichen „Willen zuwider, den Indianern nicht, spanisch zu lernen. Sie „begnügten sich, diesen nur die äußeren Gebräuche, nicht aber „die Lehre des Christentums beizubringen, sie wollten durch „vollständige Isolierung, durch jede Art von Beschränkung auf „den blinden Gehorsam, nicht auf geistige Erhebung und fortschreitende Bildung der Indianer hinarbeiten. Auf diese Weise „gelang es ihnen, rohe Kannibalen in friedsame Hürdentiere „umzuwandeln. Sie haben diese Menschen nicht erzogen, sondern „zum Beten und Arbeiten gedrillt. Sie haben ihre Zöglinge „absichtlich in voller Unmündigkeit erhalten, aller Energie beraubt „und geistig noch stumpfer gemacht, als sie schon vorher waren." (Waitz, die Naturvölker III., p. 462).

Die Indianer des Jesuitenstaats Paraguay konnten sorglos leben, sie wurden genügend ernährt, wurden nicht übermäßig zum Arbeiten angehalten, durften sich nicht einmal mit Erbauung ihrer Wohnungen plagen, aber zu einem Eigentum, zu irgend einer Selbständigkeit brachten sie es nie, der Ertrag ihrer Arbeit floß in den Seckel ihrer Grundherren. So hatten denn die Jünger Loyolas im neuen Weltteil das Ideal ihres Strebens auf Erden erreicht. So wollten sie, wenn dies in ihrer Macht läge, die ganze Menschenwelt sich zurichten: die Völker mundtot, die ewigen Taglöhner um Kost und Wohnung so gut gepflegt, wie nutzbare Haustiere, sie selbst die Vertreter Gottes auf Erden und zugleich, was den Kern der Sache bildet, die Eigentümer und Nutznießer der Güter dieser Erde.

Hiemit sind wir zur reellsten Form der menschlichen Selbstsucht, zur Habsucht, dem solidesten weil handgreiflichsten Strebensziel gelangt. Zugleich ist diese höchste und beharrlichste „Leidenschaft" der Loyoliten diejenige, an welcher der Ordensstifter nicht den geringsten direkten Schuldanteil hat. Denn er hatte seinen Jüngern gründliche Verachtung aller irdischen Dinge, zumal der Reichtümer, zur strengen Pflicht gemacht und bewährte in seiner Person das Vorbild freudiger Entsagung. Aber kein menschliches und göttliches Gebot wurde jemals mehr zu Schanden gemacht als das Gebot der Armut, welches nicht allein der Stifter des Ordens, sondern auch der Gründer des Christentums, dessen Namen sich der Orden angemaßt, den Seinigen eingeschärft hatte. Statt dessen offenbarte sich schon frühzeitig eine so glühend heiße Hast der Ordensbrüder, sich Reichtümer aufzuhäufen, daß schon der dritte Ordensgeneral, Franz Borgia (1565—1572) über die zunehmende Habsucht

und die hieraus notwendig entspringende Entartung der Gesellschaft in laute Klagen ausbrach. Überall, wo sie sich einmal eingenistet, war ihr Streben vor allem anderen auf das Ansichziehen von Schätzen gerichtet, in deren Erwerb sie dieselbe unerschöpfliche Findigkeit, aber auch dieselbe Unverfrorenheit wie in der Propaganda entwickelten. Außer den verschwenderischen „Dotationen", die sie den von ihnen bezauberten Fürsten, allen voran den Habsburgern von Ferdinand I. an, zu entlocken wußten, bestanden ihre Erwerbsmittel in schamloser Erbschleicherei, Annektierung von Gütern aller Art auf Kosten anderer Orden, noch mehr aber der von ihnen vertriebenen wahren oder vorgeblichen Ketzer, sodann in einer raffinierten Gewerbs- und Handelsthätigkeit mit Vieh- und Krämermärkten, Schlachtbänken und Kramläden, im Börsengeschäfte und Zinswucher, so daß sie es schon 1646 in Sevilla zu einem regelrechten Bankerott brachten — nichts war der Gesellschaft Jesu zu niedrig und schmutzig, wenn es nur dem Zwecke, majori dei gloriae, förderlich war.

Wenn die aufgehäuften Reichtümer die Folge hatten, daß die Ordensbrüder üppig und genußsüchtig wurden, wie dies in den beiden vorigen Jahrhunderten so vielfach geklagt wurde, so sind sie hier nur wieder dem allgemeinen psychologischen Gesetze unterlegen, und es werden sie deshalb nur diejenigen verurteilen, die an dem irrigen Gedanken festhalten, daß einem „geistlichen" Orden solches am wenigsten zustehe. Das Prassen und Schwelgen erscheint uns indes weniger unerfreulich, als die entgegengesetzte Frucht des Reichtums, deren man den Orden gleichfalls beschuldigt, der Geiz. Die Verschwendung hat doch immer das Gute, daß sie auch anderen etwas zukommen läßt, während der Geiz sich des Besitzes um seiner selbst willen erfreut und seinen Gebrauch sowohl sich selbst als anderen mißgönnt, folglich einen „Raub am ganzen" begeht. Er ist sonach womöglich unsittlicher als die genußsüchtige Verschwendung.

Alle bisher aufgeführten Charakterzüge des Ordens können als die positiven Früchte seiner Erziehung angesehen werden.

Sie zusammen bilden jedoch nicht das Sondergepräge, das die Welt nun einmal unter „Jesuitismus" versteht. Es ist dieses vielmehr ein negatives, welches gleichfalls wie die vorigen Eigenschaften eine notwendige Frucht der Schule ist, aber zur Selbstsucht in keiner notwendigen Beziehung steht. Dieser Charakterzug ist der durchgängige Mangel der Wahrhaftigkeit, das grundsätzliche Heucheln, das lose Spiel mit dem Worte, das den Unterschied zwischen wahr und falsch, zwischen gut und böse, Recht und Unrecht nicht mehr erkennen läßt, die Hinterlist, das ewige Ränkespiel, die Wortbrüchigkeit in Verträgen, die Treulosigkeit gegen Freunde, Beschützer und Wohlthäter. Wie hat der Orden den Habsburgern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts die rührende Einfalt, die ihn mit Geschenken und Gunstbezeugungen jeder Art förmlich überschüttete, schließlich vergolten! Der so unvorteilhafte Friede zwischen Kaiser Leopold I. und Ludwig XIV. war hauptsächlich den Bemühungen der geheimen Verbündeten Frankreichs am wiener Hofe zu danken. — Ein in Bedientenkleider gesteckter Jesuit, Pater Lenze, war die Seele der Gesandtschaft, welche die ungarischen Insurgenten nach Konstantinopel schickten, um die Pforte zur Kriegserklärung an Österreich zu vermögen. (Sugenheim, Geschichte der Jesuiten, II, p. 166.) Dieselbe Rolle spielten sie im spanischen Erbfolgekrieg (a. a. O., II., 172). — Nachdem ein Vergiftungsversuch gegen Leopold I. mittels Wachslichter, deren Docht mit einer Arseniklösung getränkt war, durch den Mailänder Jos. Franz Birro entdeckt und vereitelt worden war, wurde durch die Zeugnisse Prinz Eugens und Garellis, des berühmten kaiserlichen Leibarztes, erwiesen, daß der Pater Prokurator der Jesuiten in Wien der Lieferant dieser Wachskerzen gewesen sei (a. a. O. II., 114).

Der hier besprochene Charakterzug der Jesuiten, das durch und durch Unwahre ihres ganzen Treibens, ist nun derjenige, welchen der Ordensstifter direkt verschuldet hat. Schon der Name, den er dem Widerspruche seiner ersten Jünger zum

Trotze dem Orden gegeben, war eine lügnerische Anmaßung, deren sich die Schüler notwendig bewußt werden, und die ihm den Geist der Lüge als erste väterliche Mitgift einflößen mußte. Die zweite große Schuld ist in der Schule begründet, deren Zöglingen Loyola die gegenseitige Überwachung und Denunziation zur unerläßlichen Aufgabe machte, womit er den eigentlichen Grund zur untilgbaren Falschheit und Treulosigkeit der ganzen Zucht legte. War doch der Mann selbst, ob er gleich, vielleicht mit einziger Ausnahme des Franz Xaver, immer noch bei weitem der beste Mensch in der Gesamtheit seiner Jünger und Schüler war, keineswegs völlig frei vom Hang zur Täuschung der Welt. Giebt sich dies schon in der Wahl des Namens zu erkennen, so kommt es noch mehr zum Vorschein in seinem ganzen späteren Treiben. Er sprach gegen seine Umgebung wiederholt die Absicht aus, allen alles sein zu wollen. Hierin liegt eine Verpflichtung, welcher ein Sterblicher niemals gerecht werden kann. Es bleibt diesem in Wahrheit nichts anderes übrig, als die Mehrzahl derer, denen er alles sein wollte, zu täuschen, mit Verheißungen hinzuhalten. Daß er es mit der Wahrheit überhaupt nicht allzu genau genommen habe, ergiebt sich noch aus einigen anderen von ihm aufbewahrten Zügen. Seine geistlichen Übungen (welche besser ganz unterblieben wären!) will er nicht selbst entworfen, vielmehr soll sie ihm die heilige Mutter Gottes (dictante Maria) in die Feder diktiert haben. Alle seine schriftlichen Ausfertigungen, selbst wenn sie nur untergeordnete Verwaltungsangelegenheiten betrafen, legte er acht Tage lang auf dem Altar der Mutter Gottes nieder, ehe sie als unantastbare Gebote in die Welt hinausgesandt wurden. Wie läßt sich aber auch bei dem unendlichen Zwiespalt seines Innern, religiöse Schwärmerei durch eine nervöse Verstimmung und krankhafte innere Vorspiegelungen bedingt, auf der einen Seite, auf der anderen ein nüchterner, eiskalt berechnender Verstand, wozu noch als ein dritter sehr regsamer Faktor, glühender Ehrgeiz, kommt, wie läßt sich hier ein völliger Einklang, eine ungetrübte Wahrhaftigkeit denken?

Es haben wohl alle von uns hervorgehobenen Charakterzüge des Ordens zusammengewirkt, um demselben die mannigfaltigsten Schicksalswechsel zu bereiten. Das war ein ewiges Wandern von einem Lande zum andern, ein Erscheinen, Wachsen, Blühen und Entfliehen. Mit wie leisen Samtpfötchen auch die heiligen Väter anfangs auftraten, so herrisch und anspruchsvoll wurde ihre Aufführung, sobald sie den Boden einigermaßen sicher unter sich fühlten. Kam hiezu noch der Haß der Beraubten, der Neid über ihre Besitztümer, so konnte es ja nicht ausbleiben, daß sie überall, selbst da, wo ihnen die denkfaulste Unterwürfigkeit oder der durch Geschenke erkaufte Eigennutz die Wege gebahnt hatte, Fersengeld bezahlen und einen Teil der erschwindelten Besitztümer, die Höfe, Kollegienhäuser rc. im Stich lassen mußten. Schon $1^1/_2$ Jahrzehnte, nachdem das zarte Kindlein J. Loyolas von Paul III. die heilige Taufe empfangen hatte (17. September 1540), begann das unfreiwillige Wandern des übermütig gewordenen Jungen. Denn schon 1555 wurden sie aus einem Teil Spaniens vertrieben, aus einem Lande freilich, wo sie sich zu keiner Zeit eines so glücklichen Gedeihens erfreuten, wie in manchen anderen Ländern, Österreich, Bayern, Polen, weil sie in jenem einen zu mächtigen Rivalen an den Dominikanern hatten. Wieder 15 Jahre später wurden sie von Königin Elisabeth aus England vertrieben (1570), sodann aus Portugal und Antwerpen 1578, aus Frankreich das erste Mal 1594, aus Holland 1598, von dem Kollegium zu Breda 1604, aus Venedig 1606, aus Böhmen 1618, aus Mähren 1619, ja sogar aus Polen 1621, aus Neapel 1622, aus Malta 1645, von Ragozky aus allen seinen Staaten 1706, aus dem Königreich beider Sizilien 1715, aus Rußland von Peter dem Großen 1725, vom Parlament in Paris 1762, von Alexander I. aus Petersburg und Moskau 1815, dann aus ganz Rußland 1822, aus der Schweiz 1847, aus dem deutschen Reich 1872, 4. Juli, und aus Frankreich zum drittenmal 1880, 30. März, nachdem sie in diesem Lande des Wechsels unter Louis XIV. einen großen Wirkungskreis (Père la Chaise und Telliers!) errungen

und unsäglich viel Unheil angerichtet hatten. Der großen Zahl von Ländern gegenüber, wo sie längere oder kürzere Zeit sich des Gedeihens erfreuten, glauben wir hier nun doch auch dreier Länder ehrenhalber erwähnen zu müssen, welche sich ihrer ganz oder doch beziehungsweise zu erwehren gewußt. Letzteres war der Fall in Toscana. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieses Ergebnis auf Rechnung der Aufklärung und Intelligenz seiner Dynastie und Bevölkerung bringen. Wo aber ihre Missionen gar keinen Erfolg hatten, das war Dänemark und Norwegen.

Freilich wußte der Orden, wo er einmal oder selbst zweimal vertrieben worden war, sich wieder einzuschleichen und aufs neue festzusetzen. Nie verzagt er, weil er sich seiner Überlegenheit und des siegreichen Erfolges seiner Mittel allzusehr bewußt ist und auf die Menschen als Dummköpfe, wie seine Kasuisten sich unverhohlen ausdrücken, herabsieht. Nur den Sieg kann er nicht ertragen, weil sein Übermut ihn zum Mißbrauch der menschlichen Geduld verleitet. Überall erscheinend, überall verschwindend, erinnert er an Ahasverus, mit dessen Stammrasse er ohnedies an Lebenszähigkeit und Ausdauer wetteifert. Diese seine unendliche Zähigkeit und Siegesgewißheit verdankt er vorzugsweise seiner klug ausgedachten Organisation, als deren Hauptmomente folgende gelten können: die scheinbar in einer Person sich zuspitzende Centralisation, in deren konzentrisch sich abstufenden Gliedern sich jene Selbständigkeit wiederholt, die sich an der Spitze des Ordens findet, während sie doch in beständiger festgeregelter Fühlung mit der Centralgewalt bleiben; der blinde Gehorsam der Unteren gegen die Oberen, die sorgfältige Auswahl der höheren Kapazitäten aus der Masse der Ordensglieder, um jeden für die schwierigeren Aufgaben zu verwenden; die Maxime, nur wirklich gute Köpfe und zwar solche, die sich durch praktische Anstelligkeit und Gewandtheit auszeichnen, in den Orden aufzunehmen; die weitgehendste Spezialisierung des Dienstes, welche jedem die seiner individuellen Leistungsfähigkeit entsprechende Stellung anweist; die folgerichtig durchgeführte

gegenseitige Überwachung sämtlicher Ordensglieder und die durch die ganze Einrichtung gegebene möglichste Ertötung des Individuellen im Menschen; das strenge Gebot des blinden Gehorsams, daher der todesverachtende Heroismus derjenigen, welche, wie Soldaten auf die verlorenen Posten, zu den mißlichsten Aufgaben ausersehen werden, endlich, und zwar nicht am wenigsten, die große Einseitigkeit der intellektuellen Ausbildung, die den Zögling nur für den praktischen Propagandadienst, entfernt nicht für den Kultus der Wissenschaft überhaupt oder für spezielle Wissenszweige heranzieht, was so weit getrieben wird, daß der einzelne, namentlich derjenige, der eine zu große Vorliebe für wissenschaftliche Thätigkeit verrät, vielfachem und häufigem Wechsel der Anstellung ausgesetzt wird, um ihm den Kultus irgend eines Lieblingsfaches möglichst zu verleiden. Zu diesen inneren Gründen kommt nun noch ein höchst wichtiger äußerer Grund für die große Lebensdauer des der allgemeinen Kultur und dem Fortschritt so verderblichen Ordens: die ihm seitens der Fürsten wie auch der Aristokratie zugewandte hohe Gunst, die in ihm einen mächtigen Damm gegen den um sich greifenden Liberalismus und Demokratismus erblickte.

Hätten sich die Jesuiten von Anfang auf die Propaganda, für welche der Stifter den Orden ausschließlich bestimmt hatte, beschränkt, hätten sie in den Ländern, wo sie sich einzudrängen gewußt, ihre Ansprüche auf Macht und Lohn etwas ermäßigt, in Wahrheit, sie hätten weit mehr erreicht und sich dauernder befestigt, als durch die von ihnen unabläßig geschürten Kriege, deren Führung sie ja doch anderen überlassen mußten, während sie auf dem Kriegspfade der Propaganda die unübertrefflichen Meister waren. Diese ihre Verblendung verdanken sie derselben bereits herausgehobenen Eigentümlichkeit ihrer Schule, jener Einseitigkeit, die alle Zeit und Mühe auf die Disputierübungen verwandte, ihnen aber die Fülle desjenigen Wissens entzog, welches den Blick in die Welt erweitert und die Fähigkeit, größere Gesichtskreise zu überblicken, verleiht. Eben darum wurden sie schlechte Gelehrte und äußerst kurzsichtige Politiker.

Niemals ist, wie namentlich E. Quinet betont, aus einer Gesellschaft, die doch so viele begabte Köpfe verschlang, ein großer Mann, wie insbesondere aus dem Dominikaner-Orden, hervorgangen: ein Thomas von Aquino, ein Meister Eckard, ein Albert der Große, ein Savonarola, ein Las Casas und andere. Ihre politische Kurzsichtigkeit aber bezeugen die von ihnen geschürten Religionskriege, die den Völkern beiderseits viel Unheil, aber weder der Kirche noch ihnen selbst dauernde Vorteile brachten. Aber auch der rein politische Krieg, den wir selbst erlebt, erteilt den Fürsten für alle Zeiten eine Warnung gegen die Ratschläge der Väter Jesu. Wie schlecht ist das zudringliche Geflüster, dem die Spanierin ein so williges Ohr lieh, dem Napoleoniden bekommen, und wie wenig gute Früchte hat es auch den übereifrigen Flüsterern gebracht!

Von dem ihm gemachten Vorwurf, dem des demokratischen Hangs, den ja der Orden nach dem Dafürhalten des Absolutismus und der Aristokratie vielmehr bekämpfen sollte, glauben wir denselben freisprechen zu dürfen. Wohl wurde in den kasuistischen Schriften der Jesuiten dem Tyrannenmord vielfach das Wort gesprochen, derselbe geradezu als verdienstliches Werk gepriesen. Was aber versteht der Orden unter Tyrannen? Es sind durchaus nur solche Fürsten darunter begriffen, welche der „Kirche“ sich nicht unterwürfig erweisen, dem Rate der klugen Väter nicht folgen, die Freidenker und Ketzer nicht nachdrücklich verfolgen. Solche Tyrannen meuchlings zu töten, ist ganz gewiß ein Verdienst, welches der dankbare Orden, wenn auch nicht gerade mit klingender Münze, doch mit der sicheren Lohnesanweisung auf das ewige Leben vergütet. Daß jedenfalls die demagogischen Tiraden nicht aus übertriebener Liebe zum Volke hervorgehen, lehren uns schon die wegwerfenden Prädikate, womit die Kasuisten des Ordens die große Masse der Menschen beehren. Doch auch hier fordert die Gerechtigkeit von uns, das über sie auszusprechende Urteil zu mäßigen. Denn wer in der Welt hätte mehr Gelegenheit als die Loyoliten, sich von der Blindheit und Urteilslosigkeit der Menschen zu überzeugen?

Daß Deutschland ihr Hauptaugenmerk für alle Zeiten bildet, darauf weisen die offenliegendsten Thatsachen und die eigenen freimütigen Zeugnisse der heiligen Väter Jesu hin. Unter jenen stehen oben an: 1) das schon von Ignatius 1552 gegründete collegium germanicum in Rom, 2) der 30jährige Religionskrieg. Von den freimütigen Bekenntnissen brauchen wir nur eines anzuführen, das wir Leibnitz verdanken. Es war bei der ersten Säkularfeier des heiligen Ordens 1640, daß eine der Festschriften sich in folgendem Pathos erging: „So lange des Lebens Odem in uns sein wird, werden wir „zur Verteidigung der katholischen Herde gegen den Wolf bellen. „Was Hamilkar dem Hanibal, das ist uns Ignatius gewesen. „Nach seiner Aufforderung haben wir den Protestanten am „Altar ewigen Haß geschworen. Die Deutschen sind besonders „das Gott und den Menschen verhaßteste Volk, welches ver„brecherischerweise die väterliche Religion abgeschüttelt hat.“ Glücklicherweise hat fünf Jahrzehnte später der Papst Innocenz XII. sich darüber vernehmen lassen, was es mit der verbrecherischen Religionsabschüttelung eigentlich für eine Bewandtnis habe. Es geschah dies in der Heiligsprechungsbulle für Cajetan 1691: „Im verflossenen Jahrhundert hat das „gottlose Ketzerhaupt, der Ausreißer aus dem heiligen Heer, „Luther und andere tempelschänderische Sektierer in frevlem „Mute den Versuch gemacht, die Macht des heiligen Stuhls „und des Papstes anzutasten.“ Dem strengsten Wortlaut dieser Bulle nach bestand sonach das Verbrechen des deutschen Ketzertums nicht sowohl in Religionsabschüttelung, als in dem Attentat auf die Machtsphäre des heiligen Stuhls und des Papstes.

An gewichtigen Stimmen gegen den Jesuitenorden aus dem Heerlager der katholischen Kirche hat es zu keiner Zeit gefehlt. Mehreren Päpsten sogar, nicht bloß einem, war der Orden entschieden unbequem und widerwärtig. Eines derselben, Sixtus V., der sich doch gewiß nicht des Indifferentismus gegen die päpstliche Macht schuldig gemacht hat, haben wir bereits erwähnt.

Der Hauptschlag aber wurde erst im Jahrhundert der Aufklärung gegen ihn geführt. Jedoch ist es nicht allein der Federstrich, durch welchen Clemens XIV. dem Aufhebungsdekret gegen den Orden Gesetzeskraft gegeben, sondern mehr noch das Benehmen dieses Kirchenfürsten bei dem entscheidenden Akte, 21. Juli 1773, was den Orden in den Augen der Welt verurteilt: die plötzliche Todesangst, welche ihm die Worte auspreßte: „Ich habe hier mein eigenes Todesurteil mitunterschrieben", diese Todesangst, die ihn bis zu seinem 14 Monate hernach erfolgten Tode nicht mehr verließ. Der verfrühte Tod im 69. Lebensjahre könnte ebenso gut die Wirkung der Todesangst als einer chronischen Vergiftung gewesen sein; daß aber der Argwohn des leidenden Mannes auch anderwärts geteilt wurde, ergiebt sich aus dem gegen den Exgeneral Ricci angestrengten peinlichen Prozesse. Derselbe starb in der Engelsburg 21. November 1775. Alle positiven Beweise fehlen, nur der Argwohn des Papstes und der Behörde klagen den Orden des Giftmordes an. Wenn übrigens jener in dem verhängnisvollen Augenblick von der Todesangst umhergetrieben ausrief: Compulsus feci (gezwungen habe ich's gethan), so ist dies nicht buchstäblich zu nehmen. Die Aufhebung des Ordens war vielmehr in Wirklichkeit seine eigene That. Wollte er mit diesen von der Todesfurcht ausgepreßten Worten andeuten, er habe nur dem Ansturm von außen, der immer dringlicher werdenden Aufforderung der katholischen Fürsten nachgegeben, so macht sich hiegegen der Einwurf geltend: Hätte einer der Gregore, der Innocenze, der Alexander, der Pius und Leos, dem Verlangen der Fürsten Folge gegeben? Die Aufhebung des Ordens war vielmehr die Frucht der vollen Überzeugung von der Gerechtigkeit und Zeitgemäßheit jenes Aktes. Clemens war ja nicht etwa bloß ein Sohn des Jahrhunderts der Aufklärung, er war ein philosophisch gebildeter, geistreicher Kopf, und was noch mehr als dies sagen will, er war, wie aus den an der Spitze dieser Abhandlung stehenden Stellen der von ihm zurückgelassenen Schriften erhellt, ein durchaus wahrheitstreuer, dem Wohle der

Menschheit zugewandter, christlich duldsamer Charakter, folglich ein geborener Widersacher des Ordens. Ihm gebührt darum für alle Zeiten die tiefste Verehrung aller der Sache des Menschenwohls ergebenen Sterblichen.

Zum Schlusse sei noch der kräftigen Philippika gedacht, die von dem edlen Wessenberg, dem ehemaligen Bistumsverweser in Konstanz, ausging: „Der Ursachen, warum der „Orden so, wie er sich ausgebildet, mit der Wohlfahrt der „christlichen Kirche sowohl als der Staaten und mit der Ein„tracht zwischen beiden durchaus unvereinbar ist, sind so viele „und schwerwiegende, daß es im höchsten Grade befremden „muß, wie die Häupter von Staaten in dem Orden jetzt wieder „eine mächtige Stütze ihres Ansehens suchen mögen. — — — „Dieser Orden trachtet nach der Natur seiner Einrichtung und „dem Geiste seiner Lehren nach einem Universaldespotismus „über alle Geister, über alle Organe des staatlichen und kirch„lichen Lebens, so daß nur ein Stockblinder es verkennen kann, „daß dieser Orden die mächtigste und gefährlichste geheime Ge„sellschaft ist, um in Kirche und Staat die eigentliche Herrschaft „an sich zu reißen."

Der aus J. Loyola's Schule hervorgegangene Orden ist eine in ihrer Art einzige, in keine Kategorie gesellschaftlicher Institute der gesitteten Welt einfügbare Erscheinung. Einseitig wissenschaftlich gebildet und von Hause aus jedem wissenschaftlichen Interesse fremd, beziehungsweise feindlich gesinnt, hat er sich ausschließlich der „Kirche" zu Diensten gestellt, ohne doch wieder als organisches Glied derselben sich zu bekennen oder sich in irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihr zu setzen, ja sogar ohne sich jemals dem Willen der Kirche, sofern dieser ihm nicht genehm oder nicht von ihm beeinflußt war, zu fügen, was er doch von aller Welt sonst als das höchste Gebot angesehen wissen will. — Dem Namen nach stellt er sich zwar an die Seite der vielen Orden der katholischen Kirche, weicht aber seiner ganzen Organisation und Tendenz nach so wesent-

lich von denselben ab, daß sie ihn nicht als einen der ihrigen gelten lassen, vielmehr sämtlich darin übereinkommen, ihn im Stillen von ganzem Herzen zu hassen, wenn sie auch von oben herab gezwungen sind, in seinem Geiste und seinen Anordnungen gemäß thätig zu sein. — Dem Staate steht er schon deshalb fremd gegenüber, weil er nur der Kirche zu Diensten verpflichtet sein will. Dessenungeachtet beansprucht er in allem dessen willfähriges Entgegenkommen.

Das schiefste Verhältnis aber besteht zwischen ihm und der Religion, dem Christentum, dessen Gründer ihm doch den Namen leihen mußte. Sein ganzes Wesen und Streben läuft dem Geiste des Christentums schnurstracks zuwider. Durch seine Moral insbesondere hat er das Tafeltuch zwischen sich und dem Christentum entzweigeschnitten, so daß die unbefangene Welt berechtigt ist, ihn als den entschiedenen Widersacher dieser Religion und, sofern er den Namen des Gründers fort und fort zu führen sich nicht entblödet, ihn als den wahren lucus a non lucendo der Lehre Jesu zu bezeichnen. Aber nicht bloß die Sittenlehre, sondern des Strebens Ziel versetzt ihn in die Polferne des Christentums. Er will nicht Gott dienen, indem er die dem göttlichen Plane entsprechende stufenweise Vervollkommnung des Menschengeschlechts fördern hilft, nein, er will dasselbe nach eigener Schablone umbilden, um es lenksamer zu machen und zu den ihm beliebigen Zwecke zu verwenden. Das soll ihm jedoch nicht bestritten werden, daß er sich der von dem großen ersten Gregor ersonnenen Formen des christlichen Kultus bedient, um sich der menschlichen Seelen zu bemächtigen, sie „ut cadaver“ zu behandeln, wofür er sie dann dadurch entschädigt, daß er ihnen die Last ihrer Sünden mit Langmut, die Last ihrer Besitztümer mit Liebe abnimmt.

Ist er eine offene oder geheime Gesellschaft? Eine geheime ist er nicht, weil er mit seinen Ansprüchen überall ganz unverhohlen hervortritt. Er ist aber ebensowenig eine offene, weil er ungesehen und unbeanstandet sich selbst regiert, keine Steuern bezahlt, und von niemand sich in die Karten sehen läßt. Was

ist er nun aber? Er nennt sich selbst das streitende Heer der Kirche. Aber auch das ist er nicht, wenigstens in der Gegenwart nicht. Er dient zwar der Kirche, aber nur um sie zu beherrschen. Er ist also nicht das streitende Heer, sondern der Herr der Kirche. Das streitende Heer sind vielmehr die Bischöfe und der gesamte Klerus der Papstkirche. Jene sind also insofern die Dienstleute und Soldaten des Ordens, als sie dem Namen nach die der Kirche sind. An der Stätte des einst übermächtigen Alleinherrschers der Kirche sehen wir in diesem Jahrhundert ein Duumvirat, bestehend aus dem Papste und dem General der Jesuiten, das führende leitende Prinzip im letzteren verkörpert, das vollziehende vom Papste vertreten.

Hiermit ist denn doch dem Orden ein größerer Triumph zu teil geworden, als die Gründung und über ein Jahrhundert durchgeführte Beherrschung seines Indianerstaats. Er ist seinem kaum verhüllten Ziele, der Weltherrschaft, um ein Gutes näher gekommen. Es fehlt nur noch, dem Papste die Allmacht der Gregore zurückzuerobern. — Seine Macht war vor dem Aufhebungsdekrete Clemens XIV. doch eine sehr begrenzte und unsichere, weil von der Persönlichkeit des jeweiligen Papstes abhängige. Die Wiederherstellung des Ordens hat ihn nicht allein wieder ins Leben zurückgerufen, sondern zum Herrn der Lage gemacht, weil er es mit einer Reihe schwacher Kirchenfürsten zu thun hatte; und als es ihm vollends gelungen war, das Dogma der Infallibilität durchzusetzen, war der Papst ihm ganz in die Hände geliefert. Denn der Infallible ist mehr als jeder andere Sterbliche der Leitung bedürftig. Als solcher ist er geneigt, seiner augenblicklichen Stimmung, den zufälligen Eindrücken, den plötzlichen Einfällen Folge zu leisten, weil sie ihm göttliche Eingebungen zu sein dünken. Ihm muß also ein nüchtern berechnender, vom Gefühlselemente befreiter, die „Idee“ der Kirche stets im Auge haltender kräftiger Geist zur Seite stehen. Und dieser Aufgabe ist der Jesuitengeneral vollauf gewachsen. Keineswegs rex absolutissimus ist er nur das ebenso energische als taktfeste Organ des Gesamtwillens der

Gesellschaft und von dieser kaum weniger abhängig, als der Doge von Venedig von den vier konzentrischen Ringen, die ihn als großer und kleiner Rat, als Kollegium der „Zehn“ und der drei Staatsinquisitoren fest umklammerten. Der Untere freilich leistet dem Oberen blinden Gehorsam, aber der Oberste selbst ist der Gesamtheit nicht weniger untergeordnet. Zudem ist die Wahl des Generals weit weniger vom Zufall beeinflußt, als der Papstwahlakt des Kardinalkollegiums, dessen beide Parteien, die Zelanti und Moderati, gewöhnlich sich dadurch ausgleichen, daß sie einen Mittelmann wählen.

Vorzuwerfen haben sich beide Mächte nichts. Schon seit einer stattlichen Reihe von Jahrhunderten hat das Papsttum den Jesuitismus ehrlich und redlich geübt. Kein von Loyolas Jüngern empfohlener und praktizierter Kunstgriff, keine grobe oder feine Lüge, keines der bekannten habituellen Verbrechen, das die Jesuitenmoral so feinsinnig zu rechtfertigen weiß, wurde jemals, lange vor der Erscheinung des heiligen Ignatius auf Erden, vernachlässigt. Welche Unzahl von Kriegen hat das Papsttum über die christlichen Völker heraufbeschworen, einzig nur, um die eigene weltliche Macht zu erhalten, zu stärken, zu erweitern! Aber das ist entfernt nicht die schwerste auf dem weltlich gesinnten Papsttum ruhende Schuldlast. Unendlich schwerer fällt ins Gewicht die vom Papsttum geschaffene und eifrig gehegte „heilige“ Inquisition. Denn die ungleich größere Opferzahl des Krieges wird durch die Frevelhaftigkeit und Grausamkeit des Vorgehens der Inquisition weit aufgewogen. Ihr gegenüber ist in der That der Krieg das menschlichere, ich möchte sagen, das gerechtere Verfahren, weil er doch die Gegenwehr, die Gegenseitigkeit des Schlachtens und Mordens gestattet, und der Erfolg manchmal die Ungerechtigkeit des Angriffs wieder gut macht, während die heilige Inquisition ihre wehrlosen Opfer in aller Gemütsruhe aus der Mitte des Familienkreises riß und kaltblütig abschlachtete. Nicht verbessert hat die Kirche ihren Leumund durch die empörende Heuchelei, sich damit zu brüsten, daß sie, die Kirche, nicht nach Blut dürste,

weil es ihr gelungen war, die Prozedur der Verurteilung den weltlichen Gerichten in die Hände zu spielen.

Auch im Talente, die Reichtümer der Erde wie ein Magnet an sich zu ziehen, sind sich beide Mächte vollkommen ebenbürtig. Ist doch die Verdauungskraft der Kirche, welcher die Gaben und Opfer der frommen Gläubigen aus 9 Hauptquellen zufließen, längst sprichwörtlich geworden. Nur das Verfahren der Loyoliten, die Hast, die Unverfrorenheit und Unersättlichkeit, die sie an den Tag legten, mochte ärgerniserregender sein. In allen diesen Dingen war dem Erfindungsgeist der Ignatianer kaum etwas anderes übrig geblieben, als das Verdienst, das Vielgeübte und Alterprobte in ein abgerundetes System zu bringen.

Um so mehr fordert nunmehr die Gerechtigkeit von uns, eines Vorzuges zu gedenken, der die Schöpfung Loyolas über alle Orden und Gesellschaften der Welt stellt und ihre Zucht als die in sich vollendetste, einheitlichste erkennen läßt. Es ist die wunderbare, die Individualität wo nicht ganz aufhebende, doch möglichst verwischende Gleichartigkeit der Zöglinge. Nicht daß wir durchaus jeden Unterschied zwischen den „Oberen“ und „Unteren“, zwischen dem Ordensgeneral und dem Thürschließer seines Profeßhauses, bestreiten wollten, aber dieser Unterschied ist doch nur ein gradueller, quantitativer; einen qualitativen dagegen ausfindig zu machen, dazu bedürfte es eines ausnehmend scharfen, psychologischen Mikroskops. Wer einmal Gelegenheit gehabt, einen Jesuiten genauer kennen zu lernen, der kennt alle. Nicht die Intelligenz, sondern die Gesinnung bildet des Menschen Kern. Jene ist das Indifferente. Sie dient ebenso willig dem Bösen wie dem Guten, der Lüge wie der Wahrheit, der Selbstsucht wie der Sittlichkeit. Angesichts dieser sittlichen Gleichmäßigkeit der Erziehungsfrucht muß jedem, der nie in seinem Leben über die Bedeutung der Schule im allgemeinen, der Jesuitenschule insbesondere, nachgedacht hat, ein Licht aufgehen. Diese Wirkung beruht einzig darauf, daß das empfänglichste Alter des Menschen benützt

wird, um in ihn den fruchtbringenden Samen nicht nur hineinzulegen, sondern demselben auch Zeit für das Ausreifen zu lassen; mit anderen Worten, es handelt sich darum, dem Geiste die herrschende Neigung nicht nur beizubringen, sondern auch die Übung der dieser Neigung dienenden Kräfte derart zu vervollkommnen, daß die eingepflanzte Neigung an Stärke dem angeborenen Triebe gleich komme. Dies ist nur ein anderer Ausdruck für das, was man die Macht oder das Gesetz der Gewohnheit nennt. Eben darum kann die Schule ebensogut für die Unkultur als für die Kultur ausgenützt werden.

Diese Grundwahrheit erkennend, wollte sich der tiefblickende Ordensstifter nicht damit begnügen, seinen der Rettung der Kirche geweihten Orden aus Liebhabern aller Art lose zusammen zu fügen, er faßte vielmehr den Entschluß, sich einen solchen erst heranzubilden, eine Schule zu gründen, woraus die Leute, wie er sie brauchte, fix und fertig hervorgingen. Und wie sehr ist es ihm gelungen, die moralische und intellektuelle Bildung seiner Zöglinge auf vorzugsweise negativem Wege in den schönsten Einklang zu bringen und eine Cohorte heranzuziehen, die seine Erwartungen vollkommen befriedigte, ja selbst weit über das ihr gesteckte Ziel hinausschoß! Kein Wunder daher, daß die jesuitisierte Kirche vom Staate vor allem anderen verlangt, daß er die Schule als ihre ausschließliche Prärogative anerkenne und ihr als unantastbares Eigentum völlig überlasse.

Beide Mächte, das Papsttum und der Orden, stehen nunmehr fest geeinigt vor unseren Augen da, sich wohlbewußt, daß sie getrennt ohnmächtig wären und ihrem Ende rasch entgegengingen, eng verbunden aber noch eine Zeit lang ausharren, zwar unfähig, den Lauf der Welt aufzuhalten, aber stark genug, von fremdem Eigentum da und dort etwas abzubröckeln, also noch immer gefährlich zu sein.

Wie sich nun auch das Geschick des Duumvirats gestalten möge, so ist doch eines gewiß, daß, so lange dieser Bund besteht, das Christentum des inneren Friedens nimmermehr teilhaftig werden wird. Ohne die giftigen Dünste, die der Doppelretorte in Rom unabläßig entströmen, würden die beiden Schwesterkirchen, die katholische und die protestantische, friedlich nebeneinander wohnen, um ihre schroffsten Ecken im Laufe der Zeiten abschleifend das schöne Zukunftsbild zu verwirklichen, das dem weniger der Kirche als der Menschheit in Liebe zugewandten Ignatius des 19. Jahrhunderts bis in sein hohes Alter den Lebensabend so freundlich beleuchtet.

Dem Evangelischen Bunde aber gelten jene inhaltsschweren Mahnworte, durch welche der römische Senat die beiden Inhaber der vollziehenden Gewalt zur äußersten Kraftanstrengung anfeuerte, so oft dem Staate eine ernste Gefahr drohte: caveant consules ne detrimenti quid capiad respublica, zu Deutsch: Der Bund sei stets wachsam darüber, daß das der organischen Entwickelung der Menschheit förderliche echte Christentum, welcher Religionsgenossenschaft es auch angehöre, der unabläßigen Übergriffe der mehr auf den eigenen Vorteil als auf das Gemeinwohl der Menschheit bedachten, die Finsternis mehr als das Licht liebenden feindlichen Mächte sich erwehre und nun endlich einmal die schönen Verheißungen erfüllt werden mögen, die in der Geburtsnacht Christi die himmlische Heerschaar den Sterblichen zujubelte:

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Nachwort.

Der vorliegenden historischen Betrachtung haben wir nur wenige Schlußworte beizufügen.

Während wir die Überlieferung von verschiedenen den Loyoliten zur Last gelegten Giftmorden auf sich beruhen ließen, betonten wir umsomehr die Bereitung eines Giftes, das nicht den Leib, wohl aber die Seele des Menschen tötet. Es ist dies die Lehre des Ordens, dessen klagt ihn die Geschichte der letzten vierthalbhundert Jahre unwiderleglich an.

Dieses chronische Gift bewirkt in den Opfern eine zunehmende Betäubung, zuletzt eine bleibende Umnachtung des Geistes, die ihn aller Selbständigkeit beraubt. In diesem Gifte liegt aber zugleich eine furchtbare Nemesis für den Giftbereiter, ja selbst für jeden, der sich desselben als Werkzeug des Bösen bedient, verborgen. Es erzeugt in dem Übereifrigen schwindelhafte Zustände, in denen gerade die klügsten Leute die dümmsten Streiche machen. Zeuge hierfür ist die lange Liste der Länder, aus denen die länger oder kürzer ansässigen Väter wieder verjagt wurden. Erlebten wir diese Geschichte doch selbst in den jüngsten Tagen, da eine politische Umwälzung im größten transatlantischen Reiche unsern Paraguays glorreichen Andenkens den Cäsar und seine Prätorianer fast gleichzeitig vertrieb. 3000 fromme Väter, so berichteten wenigstens die öffentlichen Blätter, folgten dem verbannten Regentenhause auf dem Fuße nach. Noch heute sind wir über den Hergang nicht gehörig aufgeklärt, wir werden aber mit der Vermutung, jene Katastrophe hänge mit jesuitischer Beeinflussung der Regierenden enge zusammen, um so weniger fehlgehen, als dort das weibliche Element maßgebend gewesen sein soll. So hätte denn auch heute wieder den Giftverbreiter und seinen Mandanten das Strafgericht gleichzeitig ereilt. Dasselbe chronische Gift, zumal seit dem Eintritt dieses Jahrhunderts von den Päpsten in immer steigendem Maß und mit scheinbar wachsendem Erfolge überreichlich verausgabt, wird vielleicht einmal das Papsttum selbst und mit ihm Loyolas Schöpfung von der Erde vertilgen.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

IV. Reihe (Heft 1—12) Abonnementspreis 2 Mk.

37. (IV. Reihe, 1) Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom. Von Kirchenrat D. Lipsius. Vortrag auf der dritten Generalversammlung des Evang. Bundes in Eisenach. (Preis 20 Pfg.) 38. (IV. Reihe, 2) Gegen römisch-katholische Wiedertaufe. Von Prof. D. Witte. (15 Pfg.) 39. (IV. Reihe, 3) Der sittliche Charakter der Jesuiten, eine notwendige Folge ihrer ersten Erziehung. Von Dr. A. Krauß. (20 Pfg.) 40. (IV. Reihe, 4) Offener Brief an die römisch-katholischen Bischöfe und Erzbischöfe im deutschen Reich, — eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief — vom 20. Aug. 1889. (Der Hirtenbrief ist im Abdruck vorausgeschickt.) (40 Pfg.) 41. (IV. Reihe, 5) Römische Bruderliebe. Eine Geschichte aus der Reformationszeit. Den Quellen nacherzählt von G. Gutbrod, ev. Pfarrer (20 Pfg.). 42/43. (IV. Reihe, 6/7) Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland von Heyn, Pastor in Greifswald. (40 Pfg.) 44. (IV. Reihe 8) Das Martyrium Philipps des Großmütigen in seiner belgischen Haft. Von Dir. Prof. Dr. Schädel in Offenbach a./M. (20 Pfg.) 45. (IV. Reihe 9) Die Entstehung des Papsttums. Von Prof. Lic. C. Mirbt in Marburg. (40 Pfg.)

In demselben Verlage erschien ferner:

Die Hohenzollern
unter der
Fahne des evangelischen Glaubens
und der
volksfreundlichen Sozialreform
von
Julius Werner.

Preis 1 Mark.

„*Leipziger Zeitung*": Man könnte die in patriotisch-begeistertem Sinne abgefaßte Schrift als eine kurze, aber durchaus zutreffende Erklärung zu der Behauptung bezeichnen, daß Preußens Könige zu allen Zeiten das gewesen sind, was wir jetzt sozialreformatorisch nennen, d. h. daß sie ihren besonderen Ruhm auch darin gesucht haben, Notstände und Übelstände des Volkslebens namentlich auch in den niederen Schichten zu erkennen und zu heben, soweit sie vermocht haben. So hat der große Kurfürst gewirkt durch seine Kanalbauten und seine Schutzzölle, so der erste König von Preußen durch seine weitgreifende Fürsorge für allerhand Industrie und Kolonisation, auf welchem Gebiet Friedrich der Große durchaus in seinen Bahnen wandelte, so Friedrich Wilhelm III. durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Beförderung der Städtefreiheiten und Gründung des Zollvereins. Und was die Kaiser aus dem Hohenzollernhause sozialpolitisch gewirkt haben, das ist in aller Munde. Daneben stellt der Verfasser die Zeugnisse von der evangelischen Bekenntnistreue fast aller dieser Herrscher. So erwartet er denn von der sozialen Monarchie die Rettung Deutschlands aus sozialer Not, und soll diese Rettung kommen, so ist sie gewiß auch von keiner anderen Seite zu erwarten, wenn auch vielleicht nach schweren Kämpfen. Besonders wohlthuend ist des Verfassers gerechtes Urteil über den vielverkannten Friedrich Wilhelm IV., diesen geistvollsten und am wenigsten mit Erfolg gesegneten Fürsten aus dem berühmten Herrscherhause.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.